

Keramik und Kanonen

Wie das Söldnerwesen die Schweiz beeinflusste

Von Marc Höchner

Werden Sie Soldat! Erleben Sie Abenteuer und sehen Sie die Welt! Dieser Werbespruch macht deutlich: Militärangehörige sind grundsätzlich mobil. Das galt umso mehr zu jener Zeit, vor 1850, in der Männer aus ganz Europa in den Armeen der Fürsten und Könige mitmarschierten. Darunter auch etliche Eidgenossen, denn die «Fremden Dienste», der Militärdienst im Sold europäischer Fürsten, war seit dem ausgehenden Mittelalter fester Bestandteil der eidgenössischen Politik, Wirtschaft und Gesellschaft. Dieses Söldnerwesen sorgte meistens für einen sehr einseitigen Austausch. Rund 60 Prozent der Männer kamen nicht mehr in ihre Heimat zurück. Diejenigen, die es taten, kamen selten mit leeren Händen oder Köpfen nach Hause.

Ein Schweizer Söldner gibt seine Abenteuer zum Besten: Lithographie «Der Schweizer Grenadier», 19. Jahrhundert (anon.).

Detail Untertasse, Christian Friedrich Kühnel (zugeschr.), um 1770 (?).



eidgenössischen Oberschicht, zu der die Offiziere gehörten, brauchte es die nötige Ausstattung. So hielten auch dank den Söldneroffizieren Möbel, Kleider und weiteres ausgesuchtes Kunsthandwerk Einzug in die Häuser und Landsitze der vornehmen Geschlechter.

Ein Beispiel dafür befindet sich im Bernischen Historischen Museum. Es ist ein 43-teiliges Kaffee- und Teeservice aus Meissener Porzellan. Die feine Bemalung der einzelnen Stücke passt zum Handwerk des ursprünglichen Besitzers (Abb. S. 24): Auf ihnen sind Genreszenen eines Feldzugs zu erkennen: Soldaten, welche im Zeltlager exerzieren, sich am Feuer unterhalten oder rauchen, Trommler und Pfeifer, ein Gefangener, der mit verbundenen Augen vorgeführt wird, Schildwachen am Schlagbaum. Jedes Stück zeigt eine andere Komposition, und der Künstler hat eine Vielzahl von Uniformen und Truppengattungen dargestellt. Vornehmlich sind es Soldaten in den weissen Röcken der sächsischen Infanterie, aber es kommen auch Grenadiere mit hohen Mützen und prächtigen Schnurrbärten vor, oder Kavalleristen: Kürassiere mit ihrem Brustpanzer oder Husaren im «Kolpak» und «Dolman», der typischen Fellmütze und der verschnürten Jacke. Als exotische Beigabe sind schliesslich Panduren und Kosaken zu sehen, Soldaten aus Südosteuropa und den Steppen Russlands, welche als Aufklärer

und für den Kleinkrieg eingesetzt wurden. Zugeschrieben wird die Bemalung des Services dem Maler Christian Friedrich Kühnel (1719–1792), der seit 1740/41 als Jagd- und Bataillenmaler 1. Klasse in Meissen tätig war (Abb. oben). Und welcher Offizier brachte nun das Porzellan nach Bern? Angeblich war es Robert Scipio von Lentulus (1714–1786), General in preussischen Diensten, der das Porzellan als Geschenk des berühmten Preussenkönigs Friedrich II. (1712–1786), genannt «der Grosse», erhielt. Doch womit hatte denn der General diese besondere Zuwendung verdient?

Militärkarriere in fremden Diensten

Lentulus stammte aus einer Familie, die überzeugt war, von den Römern abstammen und deswegen ihren Söhnen mit Vorliebe die entsprechenden Namen gab. Ein Vorfahre von Robert Scipio, der noch bloss Paul Lentulus hiess, wurde 1592 als Stadtarzt aus Basel nach Bern berufen. Kurz danach erhielt er das Bürgerrecht, wurde Vater eines Sohnes, den er Julius Cäsar nannte und kaufte sich die Herrschaft Corcelles-sur-Chavornay. In diesem Dorf oberhalb der Orbe-Ebene kam 1683 Cäsar Joseph Lentulus, zur Welt. Jener begann seine militärische Karriere im Alter von 19 Jahren

bekannte und vielzitierte Beispiele für den Einfluss der Söldner sind die repräsentativen Residenzen der zurückgekehrten Offiziere. Gebäude wie den Freulerpalast in Näfels (GL; erbaut von Kaspar Freuler, einem Oberst der Schweizergarde in Frankreich) haben sich die vornehmen Offiziere quasi bei den Adligen im Ausland abgeschaut, während die heimgekehrten Soldaten und Unteroffiziere den heimischen Speiseplan um Safran, Kartoffeln oder Mais, und die heimische Kultur um neue Tanz- und Kleidermoden bereicherten.

Tatsächlich erwarben die jungen Offiziere im Ausland durch ihren Kontakt mit der höfisch-adligen Gesellschaft ein «kulturelles Kapital», welches in der Heimat für mehr Prestige sorgte und half, sich vornehm von der übrigen Bevölkerung abzugrenzen. Und sie verdienten das nötige Vermögen, um sich solche standesgemässen Residenzen überhaupt leisten zu können. Gleichzeitig kamen die Schweizer, die in Frankreich, den Niederlanden oder Spanien Dienst leisteten, in Berührung mit Dingen, die ihnen unbekannt waren: fremden Kulturen, Sitten und Waren, aber auch Sprachen. Denn in vielen Fällen lebte der einzelne Soldat in einem fremdsprachigen Umfeld. Viele Söldner schnappten im Dienst Brocken von Französisch, Spanisch oder Italienisch auf und streuten Ausdrücke wie *equipaje* oder *quitanca* [quietanza] in ihren Briefen ein. Landwirtschaftliche Produkte wurden rege gehandelt: Die Männer belieferten ihre Angehörigen mit Samen von Gewächsen wie Blumenkohl, «*Chy-coré*», «*Barbe de capucin*» (vermutlich Schwarzkümmel *nigella sativa*) oder «*Sa-*

lade Romaine» (Lattich), mit Mandelkernen und Frankfurter Bier. Dafür erreichten Entlebucher Butter, «Glerner Tee» aus einheimischen Kräutern, Greyerzer Käse oder Morcheln und Maipilze aus den Freibergen die Dienstorte der Schweizer.

Tabak und Schokolade

Die Söldner waren ausserdem eine Quelle für Kolonialwaren: Tabak, der ursprünglich aus der «Neuen Welt» stammte, hatte sich im 17. Jahrhundert (dank Soldaten!) in Europa durchgesetzt, und wurde seit 1719 sogar im Waadtland angebaut. Dennoch belieferten Schweizer Offiziere noch im 18. Jahrhundert ihre Angehörigen mit dem Kraut. Karl Andreas Schnyder von Wartensee (1707–1783), Offizier der französischen Schweizergarde, liess seinem Bruder aus Frankreich Tabak zukommen und Hans Kaspar Hirzel (1764–1800) nutzte seine Stationierung an der französischen Mittelmeerküste, um spanischen Tabak für seinen Vater zu bestellen. Kaffee und Tee, die durch Orientreisende, Handelskontakte und protestantische Glaubensflüchtlinge in die Schweiz kamen, waren im Gegensatz zum Tabak zunächst exklusiver und darum teurer. Die Schweizer Offiziere, die in Frankreich oder den Niederlanden dienten, konnten sich diesen Genuss leisten: der Aufenthalt im *Caffé*, in dem auch gespielt wurde, war ihnen ein beliebter Zeitvertreib. Die teuerste Spezialität blieb (Trink-)Schokolade. Mit Zucker gesüsst und kostbaren Gewürzen aromatisiert, blieb sie bis ins 19. Jahrhundert einer privilegierten Elite vorbehalten.

Wer es sich leisten konnte, trank sein edles Gebräu aus wertvollem Porzellan-geschirr. Denn für den Lebensstil der



Meissener Porzellanservice, Christian Friedrich Kühnel (zugeschr.), um 1770 (?).

Rudolf Scipio von Lentulus (1714–1786),
Unbekannter Maler, um 1760/70.



am Hof des Markgrafen von Bayreuth und wechselte dann in kaiserliche Dienste nach Wien, wo 1714 sein Sohn Robert Scipio auf die Welt kam. Robert Scipio folgte dem Vorbild seines Vaters und trat bereits als 14-jähriger in ein kaiserliches Dragonerregiment ein. 1744, der Österreichische Erbfolgekrieg tobte, fand sich der zum Hauptmann aufgestiegene Lentulus in der von den Preussen eingeschlossenen Stadt Prag wieder. Nach zwei Wochen Belagerung entschieden sich die Verteidiger zur Kapitulation. Das heisst, alle Verteidiger ausser Lentulus. Enttäuscht von der Feigheit seiner Mitstreiter, zerbrach er seinen Degen vor versammelter Menge. Diese Geste soll dem preussischen König Friedrich II. dermassen imponiert haben, dass er den «Berner» 1746 in seine Dienste nahm. Lentulus gewann rasch die Gunst und offenbar auch die Freundschaft des Königs. 1748 arrangierte Friedrich II. die Ehe zwischen Lentulus und einer Hofdame der Königin, Maria Anna von Schwerin. Als im Oktober bereits ein Sohn auf die Welt kam, war der König Taufpate. Im Siebenjährigen Krieg (1756–1763) zeichnete sich Lentulus als Kavallerieoffizier aus und wurde zum General befördert (Abb. oben). Lentulus, der seit 1745 auch Berner Ratsherr war, quittierte schliesslich

1779 den preussischen Dienst und liess sich in Bern nieder. Doch selbst als Pensionär, mit der einträglichen Landvogtei Köniz dotiert, übernahm er noch militärische Aufgaben. In den Jahren 1781 und 1782 kommandierte er die Berner Aufgebote, welche in den städtischen Unruhen von Freiburg und Genf militärisch eingreifen sollten.

Lentulus brachte nicht nur Porzellan nach Bern. Eine andere Episode aus seinem Leben belegt, dass durch das Söldnerwesen auch ein Austausch von Wissen stattfand. Noch im preussischen Dienst stehend, reiste Lentulus anfangs 1767 nach Bern, um die Angelegenheiten eines kurz zuvor verstorbenen Onkels zu regeln. Der Berner Kriegsrat wollte sich diesen Anlass nicht entgehen

lassen und bat den berühmten General, die Berner Miliz zu inspizieren und gegebenenfalls Empfehlungen abzugeben. Lentulus nahm seine Aufgabe ernst, wie das Kriegs-Exercitium, also Reglement der Berner Miliz von 1764 zeigt, das vom preussischen General mit Anmerkungen und Betrachtungen versehen wurde (Abb. S. 27). In einer Denkschrift legte Lentulus den Finger schonungslos auf viele Mängel im Berner Wehrwesen. Zu seinen Verbesserungsvorschlägen gehörte die Anschaffung leichter Feldgeschütze, und vor allem die Einführung einer besseren Ausbildung, die allerdings explizit berücksichtigen sollte, dass es sich bei den Wehrpflichtigen um Miliz- und nicht um Berufssoldaten handelte.

Kriegs-Exercitium der Bernischen
Land-Miliz, 1764.



Dass die eidgenössischen Orte von der militärischen Erfahrung der Söldneroffiziere nach deren Rückkehr profitieren konnten, war für die Anhänger des Söldnerwesens ein wichtiges Argument gegen die im 18. Jahrhundert immer stärker werdende Kritik. Selbst der ehemalige Berner Offizier Gabriel Albrecht von Erlach, räumte in seiner 1786 anonym erschienenen kritischen Schrift *Réflexions d'un patriote sur les services militaires étrangers* ein, dass Generäle wie Lentulus der Republik dank ihrem Know-how einen grossen Nutzen beschert hätten. Doch dieses Wissen brachte 1798, angesichts der französischen Übermacht, der Republik Bern dennoch keinen Erfolg.

So bleibt schliesslich übrig, auf die letzte Art des kulturellen Austauschs hinzuweisen, der auf den Seiten 22–23 schön zu sehen ist. Es sind die Erzählungen, die ein altgedienter Gardist in der guten Stube zum Besten gibt, während seine Bekannten und Angehörige ihm mit Spannung folgen... oder teilweise von den Geschichten schlicht und einfach gelangweilt sind.

Résumé

Dès la fin du Moyen Age, le service militaire à la solde des princes d'Europe a été une composante permanente de la vie politique, économique et sociale de la Confédération suisse. Le service mercenaire garantissait des échanges intenses: les hommes qui revenaient dans leur patrie y ramenaient des biens et des idées. Un exemple bien connu est celui des prestigieuses demeures que les officiers rentrés au pays se faisaient construire en s'inspirant des résidences aristocratiques vues à l'étranger. Mais les mercenaires de retour enrichissaient aussi la culture locale de nouvelles danses ou modes vestimentaires et la cuisine indigène de nouveaux aliments, tels que le safran, les pommes de terre et le maïs. De l'étranger, ils envoyaient des denrées jusqu'alors inconnues, des graines de choux-fleurs, de chicorée, de «barbe de capucin» ou de salade romaine, des amandes et de la bière de Francfort, mais aussi de luxueuses denrées coloniales, comme du tabac, du café ou du thé; la spécialité la plus onéreuse était le chocolat (préparé en boisson).

Ceux qui pouvaient se le permettre savouraient ces nobles boissons dans une précieuse vaisselle de porcelaine. On en trouve un exemple au Musée historique de Berne: un service à café et à thé de 43 pièces en porcelaine de Meissen décoré de scènes de genre évoquant une campagne militaire. Ce service semble avoir été un cadeau du roi de Prusse Frédéric II à son général Robert Scipio von Lentulus (1714–1786), d'origine bernoise. Lentulus n'a cependant pas ramené à Berne que de la porcelaine. En 1767, alors qu'il était encore au service de la Prusse, il revint à Berne pour s'occuper d'affaires privées. Le Conseil de Guerre bernois pria alors ce célèbre général de bien vouloir inspecter la Milice bernoise et de lui faire part de ses recommandations pour en améliorer l'efficacité, ce qu'il fit effectivement. Lorsqu'au XVIII^e siècle les critiques contre le «service étranger» devinrent de plus en plus pressantes, les partisans de ce service virent justement dans le fait que les cantons pouvaient profiter de l'expérience militaire des officiers mercenaires un solide argument en faveur du maintien de ce système.